

*Ich verhalte mich friedlich; doch ich brauche nur zu reden, dann suchen sie Hader und Streit.*

Ps 120,7

Die Einheitsübersetzung bemüht sich sehr, die etwas schwer verständlichen Sätze nachvollziehbar zu machen, deshalb habe ich sie zitiert und nicht Buber. Dennoch erscheint mir seine inhaltlich deutlich abweichende Fassung erheblich überzeugender und bei Kenntnis von EÜ wird sie auch klar: „Ich bin Friede, aber ob ichs auch rede, sie sind des Kriegs.“ In EÜ muss der Beter nur irgendetwas sagen und es wird mit Streit beantwortet; bei Buber sagt er ausdrücklich, dass er Frieden wünscht, und es gibt Krieg. Das erinnert sehr an die Schmetterlinge: „Ich bin so friedlich wie ein Lamm und kann kein Blut seh'n, denn ich will nur mein'n Frieden und mein Glück. Doch stört da wer, beginnt mein Blut zu sieden, und dann, dann seh ich rot und es gibt Krieg“, auch wenn da die Vorzeichen andere sind. Schon der Wunsch des anderen, Frieden zu haben, gilt „dem Hasser des Friedens, ... bei dem ... meine Seele ... lange genug ... gewohnt ... hat“ (Vers 6), der ihn empört und zum Krieg reizt. Es handelt sich bei unserem Text nicht um einen Psalm Davids, wie man leicht denken könnte, der ja ähnliche Gedanken formuliert, als er in der Verbannung, nein im Exil ist beziehungsweise vorher schon auf der Flucht vor Saul. Dies hier ist ein Wallfahrtslied, das rezitiert wurde auf dem Weg zu den kultischen Festen in Jerusalem. Die Gemeinde inszeniert sich damit als friedliebend und Gott wohlgefällig, ruft aber gleichzeitig den Krieg Gottes gegen die lästigen Störer herbei: „DU rette meine Seele vor der Lügenlippe, vor der trügerischen Zunge! Was wird er dir geben, was dir antun, trügerische Zunge? Eines Helden Pfeile, gespitzt / Ginsterkohlen dazu!“ (Vers 2ff) Das hat mit „ich bin Friede“ nichts mehr zu tun, sondern benutzt die Friedensmetapher nur, um den Krieg zu rechtfertigen. Liturgie könnte auch damals schon gewesen sein, was sie oft ist, ein Schauspiel der Haltungen, von denen man weiß, dass sie im Alltag richtig wären. Im Alltag aber müsste man sie leben in all ihren Widersprüchen und Unmöglichkeiten. Im Spiel ist das einfach. Der „Hasser des Friedens“, bei dem meine Seele lang genug gewohnt hat, lebt hier in Mascheh, irgendwo im Kaukasus, und „bei Kedars Gezelten“, irgendwo in der syrischen Wüste (Vers 5), also weit genug weg, um im realen Leben nicht relevant zu sein. Den, den Barbaren, kann man leicht verfluchen, weder folgt daraus Krieg mit ihm noch Krieg oder Friede mit den wirklichen Nachbarn. Den wirklichen Frieden müsste man mit „dem Hasser des Friedens“ machen, mitten im Leben, mitten im Alltag. Unser Psalm deutet diesen Gedanken dann zwar an, wenn man die unbedingte Redlichkeit der Wallfahrer ein wenig hinterfragt. Aber genau das tut der Text nicht und ich nehme auch an, dass dies dem Selbstbewusstsein nicht nur der Wallfahrerinnen selbst, sondern auch dem theologischen Reflexionsstand der Zeit entsprochen haben wird. Mir ist jetzt spontan keine Stelle in der Bibel bewusst, wo gesagt würde, macht mit denen Frieden, die euch bekriegen. Wir haben zwar im Evangelium das Gebot der Feindesliebe, aber dort ist das so radikal und damit so abstrakt, dass es von alleine auch nicht funktioniert. In der Passionsgeschichte hält ja dann auch Jesus keineswegs die andere Wange hin, sondern tut etwas, was keine Gefangener damals in so einer Situation jemals gedurft hätte. Er stellt sich dem Schläger stolz gegenüber und sagt: Habe ich Unrecht, dann beweise es! Habe ich Recht, warum schlägst du mich? Feindesliebe allein, ohne stolz erhobenes Haupt und Bestehen auf meinem Recht, führt lediglich zur Rechtfertigung aller Art von Herrschaft, weil sie doch auf deren notwendige Infragestellung verzichtet. Das ist ja dann der Weg, den die christlichen Kirchen durchgängig gewählt haben. Sie hätten mit den beiden zitierten Bibelstellen einen Faden in der Hand gehabt, an dem sie hätten ziehen können: Andere Wange, beweise es, schlage nicht. Sie haben das nicht getan und auch die Befreiungstheologie, die das Problem ja sehr wohl formuliert und bedenkt, geht eher andere Wege. Ich kenne jüdische Theologie heute viel zu wenig, um beurteilen zu können, ob da ein Problembewusstsein gegenüber der simplen Eindeutigkeit unseres Textes existiert, aber in dem Wenigen, das ich wahrnehme, deutet nicht viel darauf hin. Dass Frieden mit den schlimmsten Feinden, nicht mit den nächsten Freunden, gemacht werden muss, betonen heute säkular denkende Humanistinnen, nicht die Religionen. Es ist schon auffällig, dass die abrahamitischen Religionen ihren Ursprung aus einem Gerechtigkeitsverständnis, das auf Wiedervergeltung beruht, nicht

aufgeben können. Der Islam verbietet das Töten „außer wenn die Gerechtigkeit es gebietet“, das Judentum die Rache, weil sie Gottes ist, und das Christentum inszeniert in der Offenbarung eine einzigartige Gewaltorgie unter der Aufführung und alleinigen Exekution seitens seines Gottes. Ja, „ich bin Friede“, betet unser Jerusalempilger und fantasiert gleichzeitig von gespitzten Heldenpfeilen und Ginsterkohlen, also Tod und Folter. Der mühsame Reflexionsprozess, wie ich denn Friede werden kann, gerade mit „dem Hasser des Friedens“ Friede schließen kann, hat hier noch nicht begonnen, ja ist nicht einmal als Idee präsent. Im Gegenteil, „Maschech“ und „Kedar“ sind „Barbaren“, wie auch der Kommentar ausdrücklich hervorhebt. Mit denen geht Frieden ohnehin nicht, umso schöner, dass wir uns alle in Jerusalem zumindest sicher sind, dass wir selbst da kein Problem haben. Man könnte fast denken, der Psalm sei in unserer heutigen realen historischen Situation entstanden: Wir sind, wir Israelis, ja so friedlich, aber die Hasser des Friedens in der Türkei und im Iran, im Irak und in Syrien, mit denen geht ja gar nichts, die verstehen nur die Sprache von Raketen und Gefängnissen, von Krieg und Folter, von gespitzten Pfeilen und Ginsterkohle. Politisch geht da nur ein Weg raus, wenn man aufhört, in Dimensionen einer wie auch immer gearteten historisch angebundenen angeblichen Gerechtigkeit zu denken. Textlich ist es dieselbe Aufgabe, nämlich unseren Vers radikal zu trennen von den sechs davor, die den Krieg rechtfertigen eben wegen der historischen Gerechtigkeit. Das erklärt uns dann auch den Mittelteil unseres Verses. Der redet nicht irgendwas, wie EÜ suggeriert, und auch nicht vom Frieden, wie es Buber anlegt, der redet von etwas, das Ideologen bezüglich des Nahen Ostens heute einen „gerechten Frieden“ nennen. Da es in Israel/Palästina aber zwei Gerechtigkeiten gibt, ist der gerechte Frieden des einen immer der gerechte Krieg des anderen. Das wollte unser Psalm zwar ganz gewiss nicht sagen, aber genau das steht drin. Und, wie gesagt, der Ausweg ist einfach. Man darf nur den Vers 7 nehmen und muss über den Frieden reden; hier, jetzt, mit denen, die hier und jetzt da sind. Ach so, ein Wort noch zur EÜ: „Hader und Streit“ kann nur schreiben, für wen die Welt völlig in Ordnung, jeder real stattfindende Krieg gerecht oder völlig bedeutungslos ist. Man wäre versucht, solchen Übersetzern „eines Helden Pfeile, gespitzt / Ginsterkohlen dazu“ zu wünschen, wenn man nicht gerade dargelegt hätte, wie perfide das ist.